



BERICHT

in der Sitzung der 14. Landessynode am 18. März 2011 zu **TOP 8:** EKD-Zentrum Mission in der Region

Hans-Hermann Pompe: Dornröschen und Nazareth. Zu Chancen und Risiken regionaler missionarischer Kooperation

Vorstellung der Arbeit des EKD-Zentrums für Mission in der Region (Dortmund / Stuttgart / Greifswald) vor der Synode der Ev. Landeskirche von Württemberg - 18. März 2011 Heidenheim
Bei Zugfahrten komme ich gelegentlich mit anderen Reisenden ins Gespräch - man schaut ja doch mal auf den Display des Mitreisenden. Vor einiger Zeit fragte mich ein Mitfahrer aus der Computerbranche: „Und in welcher Branche arbeiten Sie?“ Er hatte auf meinem Display erst einen Bibeltext, dann Pressemitteilungen, danach einen Vortrag und schließlich Karikaturen gesehen, die Kombination war wohl verwirrend. Ich wollte es ihm nicht zu einfach machen, also antwortete ich: „Im Change Management – ich berate größere regionale Einheiten im öffentlichen Dienst in notwendigen Veränderungsprozessen“. Etwas präziser bin ich dann doch noch geworden, aber im Veränderungsgeschäft sind wir, seit der Herr der Kirche predigte: „Kehrt um, weil Gottes Herrschaft vor der Tür steht“ (Mk 1).

Eine Kirche, die als Reform-Bewegung entstanden ist, sollte Veränderung mit Begeisterung begrüßen. Tut sie aber nicht immer; es gibt Widerstände, Abwehr, Beharrung und Aussitzen. An einigen Punkten zu Recht: Lasst uns doch mal eine Weile in Ruhe unsere Arbeit machen!, stöhnen Mitarbeitende, die ständig neue Vorschriften auf den Tisch bekommen. Manches tarnt sich als Reform, was nur Papier bewegt, anderes nennt sich Mission, weil das gerade dran ist. Reform? Wie reagieren die Menschen in Ihrem Kontext? Wir brauchen bestimmte strukturelle Veränderungen, aber wir brauchen vor allem einen Mentalitätswandel – das zweite ist schwerer als das erste, und kaum jemand weiß so recht, was neues Denken, was Mut zum Aufbruch fördert und hemmt.

Ich möchte heute (1) etwas zur Arbeit des Zentrums für Mission in der Region (ZMiR) sagen und anschließend ein Plädoyer zugunsten regionaler missionarischer Kooperation vorlegen. Ich konzentriere mich dabei (2) auf die Aspekte von Region, (3) auf Bedingungen von Kooperation und (4) auf den Weg zu einer zukunftsfähigen Mission und schließe (5) mit einer kurzen Meditation über Igel und Abendmahl. Ergebnisse aus anderen Aufgabenbereichen (z.B. Mitgliederorientierung, demographische Herausforderung, Kirche auf dem Land etc.) können Sie via Internet-Seite oder durch Abo unseres Newsletter¹ erfahren.

¹ Der digitale Newsletter erscheint 2-3x pro Jahr mit Arbeitsergebnissen, Materialien, Hinweisen und Berichten. Bestellung unter: hoehnle@zmir.de. Download unter: www.zmir.de.

1. Zwischenstand: Die Aufgaben des EKD-Zentrums für Mission in der Region

Ich danke herzlich für die Einladung, vor der Synode einer der drei beteiligten Landeskirchen zu berichten: Ich danke für Ihre personale und logistische Unterstützung² in diesem Projekt, danke vor allem für Offenheit und Interesse in dieser großen EKD-Gliedkirche. Das ZMiR soll den Reformprozess in den Gliedkirchen unterstützen, es arbeitet bundesweit von den drei Standorten Dortmund, Stuttgart und Greifswald aus. Was kann dieser „Think Tank für Region und Mission“ im Projektzeitraum bis 2014 erreichen? Einige Stichworte aus den Zielen des ZMiR:

- Wir arbeiten daran, dass die Region als missionarischer Raum neu entdeckt wird.
- Wir bearbeiten die Anfragen und Hindernisse, die sich der Region als ergänzender kirchlicher Handlungsperspektive in den Weg stellen.
- wir suchen Initialzündungen, die zu regionalen missionarischen Aufbrüchen helfen.
- Wir plausibilisieren die Chancen einer Zusammenarbeit von Kirchen und Christen/innen auf regionaler Ebene in Zeiten knapper werdender Ressourcen.
- Einzelne und Gemeinden erkennen, wie unterschiedlich die Lebenswelten der Menschen in einer nachmodernen Gesellschaft sind, und wie sinnvoll es ist, dass Kirche in der Region verschiedene Gestalten annimmt, um den Menschen in ihren unterschiedlichen pluralen Milieus und Mentalitäten zu begegnen.
- Wir sammeln und sichten, welche Gestalten von Kirche sich bisher schon entwickelt und auf die vielfältigen Bedürfnisse der Menschen eingestellt haben. Wir arbeiten an einer Konzeption, einer Vorstellung und einer Vision von Kirche, die Parochie und Gemeinde weiter denkt, umfassender versteht: als territorialer, mentaler, kultureller Raum, in dem Menschen in sehr vielgestaltiger Weise mit dem Evangelium in Kontakt kommen, egal ob als Profildgemeinde oder Personalgemeinde, als Citykirche oder Kirche im ländlichen Raum, als Freizeitgemeinde oder Gemeinde auf Zeit, als funktionale oder Netzwerk-Gemeinde.
- Dazu gehört ein differenzierter Begriff von Region: Was alles kann unter "Region" als einem umfassenderen kirchlichen Kommunikationsraum verstanden werden? - Wir erarbeiten eine Typologie für verschiedenen Regionen: Mit Hilfe von Demographie, Soziologie und Raumplanung differenzieren wir Typen von ländlichen und städtischen Räumen, fragen nach den besonderen Schwierigkeiten und Herausforderungen, vor die die jeweiligen Regionentypen Kirche und Mission stellen.
- Und wir fragen, wie regionale missionarische Kooperationen theologisch und ekklesiologisch begründet werden können, so dass die jeweiligen Prozesse nach innen und außen als geistliche Prozesse empfunden und wahrgenommen werden können.

Diese Ziele werden in Laborregionen durchdekliniert und Ergebnisse dem ‚Elichtest der Realität‘ unterworfen. Von den ca. zwölf regionalen Prozessen³ liegen drei in Südwestdeutschland: Im

² Die Ev. Landeskirche von Württemberg stellt (analog zur westfälischen Kirche in Dortmund) eine Personalstelle (Prof. Dr. Heinzpeter Hempelmann) und die Büro-Räume in Stuttgart für die Arbeit des Zentrums zur Verfügung. Der dritte Ort meint die vom Rat der EKD beschlossene Kooperation mit dem Institut zur Erforschung von Evangelisation und Gemeindeentwicklung (IEEG) an der Uni Greifswald (Pommern).

³ Beispiele und Modellprojekte für regionale missionarische Kooperation aus der Arbeit des zmir: *Evangelisch im Täle (Neuffen, Dekanat Nürtingen)*: Profil durch Kooperation von sechs Gemeinden. Unerreichte Menschen wahrnehmen, indem sozialwissenschaftliche und biblische Erkenntnisse verknüpft werden. - *„Lust auf mehr“ in Dillenburg/Herborn(EKHN)*: Kooperation zweier Dekanate. Missionarische Motivation in Gemeinden für neue Zielgruppen. Geistlicher Wechselstrom-Prozess, der die Vision der Dekane (Top down) und die Wahrnehmungen der Basis (bottom up) verknüpft. - *Heidelberg und Ladenburg-Weinheim (Baden)*: Regionale missionarische Zusammenarbeit; milieusensibles Glaubenskurs-Marketing. - *Lauenburg-Lübeck (Nordelbien)*: Kann man notwendige Gestaltungsräume mit Profil und missionarischen Impul-

Neuffener Tal (sechs Gemeinden im Dekanat Nürtingen), im Dekanat Gaildorf sowie in den badi- schen Dekanaten Heidelberg und Ladenburg-Weinheim. Alle Ergebnisse werden in Fachtagun- gen und Netzwerken ausgewertet sowie durch Materialien und Publikationen zugänglich und übertragbar gemacht.

2. Region. Die schlafende Schönheit wecken

Dem Geburtsfest der Königstochter lag eine klassische Fehlplanung zu Grunde. Es gab nur 12 goldene Teller für 13 weise Frauen: Ressourcenknappheit fordert Prioritäten. Also verzichtete man auf den 13. Gast, eine klassische Milieuerengung. Die Dame erschien dennoch, lud ihren ganzen Frust auf dem unschuldigen Kind ab und verbaute ihm damit die Zukunft. Dornröschen stach sich wie vorhergesagt an einer Spindel: Damit fiel alles in einen tiefen Schlaf, niemand be- wegte mehr etwas - vollkommene Stagnation. Das gesamte Königreich verschwand hinter un- durchdringlichen Dornenhecken - extreme Milieugefangenschaft.

Dornröschen heißt aber auch: Sie wartet darauf, dass sie entdeckt wird, damit Stagnation und Barrieren überwunden werden können. Die Region hat kirchlich gesehene Aspekte solch einer schlafenden Schönheit, die hinter den Dornen wach geküsst werden will, um Leben zu ermögli- chen. Der Kuss der Wertschätzung verbindet die Potentiale der Vergangenheit mit der Verhei- ßung der Zukunftsfähigkeit. Allerdings: Weder regionale Verantwortliche noch das ZMiR können den Prinz spielen - die tote Christenheit aus dem Schlaf der Sicherheit wecken kann ausschließ- lich der Geist der Wahrheit. Aber er bedient sich derjenigen Menschen, die Verheißungen ernst nehmen und Barrieren überwinden.

Welche Verheißung für uns als Kirche bietet regionales Denken? Drei Beispiele:

- *Räumliche Nähe* als Erfolgsfaktor. Regionalentwicklung setzt auf Unabhängigkeit von weit entfernten Entscheidern und auf Verdichtung von Beziehungen: „Nahverflechtung (..) bietet zahlreiche Qualitäten für den Alltag, regionale Räume werden wieder geschätzt als Gewächshäuser für soziale und kulturelle Vielfalt und ein Schuss Heimatbewusstsein bewährt sich als Gegenmittel gegen die Ortlosigkeit weltweiter Märkte“⁴. Nähe schafft Transparenz und baut Vertrauen.
- *Regionale Identität* als Gegengewicht gegen die unpersönlichen Aspekte von Globalisierung. Die „Rückkehr der Region“ ist nicht die nostalgische Solidarität der Globalisierungsverlierer, sondern signalisiert eine neue Balance für Identität und Heimat in einer zusammenwachsenden Welt⁵. Region verschafft Kontext und Heimat ohne Einengung, ihre Sandwichposition vermeidet sowohl die Enge des Ortes als auch die Unübersichtlichkeit zu großer Einheiten. Kirche in der Region kann Weite ohne Uferlosigkeit bieten.
- *Wechselseitiger Stärkenaustausch und gegenseitige Entlastung* für Kirche vor Ort. Ressour-

sen neu entwerfen? - *Haldensleben-Wolmirstedt (EKM)*: Eine strukturschwache Region, viele „polit. Atheis- ten“ im alten Grenzstreifen. Ziele: Öffnung der Bevölkerung, Bewusstsein in Gemeinden, Wachstum und Kooperation. - „*Lust auf Evangelisch im Limpurger Land*“ (*Gaildorf*) Ein missionarisches Portfolio für einen Kirchenbezirk entwerfen samt Baukasten für Unerreichte & Entwicklung einer evangelischen Identität. - „*Gemeinsam unterwegs*“ (*Siegen (EKvW)*): Entlastungsstrategien für Engagierte. - *Lehnhin-Belzig (EKBO)*: Verbesserung der Zusammenarbeit im Sprengel. - *Evaluationen* in verschiedenen Stadien u.a. in: Wittstock-Ruppin (EKBO), An der Agger (EKiR), Burgdorf (Hannover), Pommern - weitere Anfragen aus den Landeskirchen Pfalz, Mecklenburg, Sachsen, Hannover, EKM.

⁴ BUND, Brot für die Welt, eed (Hg.): Zukunftsfähiges Deutschland in einer globalisierten Welt. Ein Anstoß zur gesellschaftlichen Debatte. Eine Studie des Wuppertal Instituts für Klima, Umwelt, Energie, Frankfurt am Main 2008, 242

⁵ Vgl. Hans Heinrich Blotevogel, Auf dem Wege zu einer ‚Theorie der Regionalität‘. Die Region als Forschungsob- jekt der Geographie, in: Gerhard Brum (Hg.), Region und Regionsbildung in Europa. Konzeptionen der For- schung und empirische Befunde. Baden-Baden 1996, 44-68 (50). Der Raumplaner Blotevogel teilt einen offenen Raumbegriff mit den Sozialwissenschaften: Raum ist weder Behälter noch nur materielle Grundlage der Gesell- schaft, sondern primär gesellschaftlicher Raum „im Sinne einer materiellen und zugleich sozialen Kategorie“ (aaO).

cen fließen zusammen und ermöglichen Gemeinsames, was einzelne Träger – egal ob Ortsgemeinde, funktionaler Dienst, Netzwerk oder kirchlicher Ort – überfordert. Die gemeinsame Verantwortung für Mission in der Region entlastet vom permanent schlechten Gewissen angesichts der vielen unerreichten Zielgruppen: Was missionarisch regional für Zielgruppen geboten wird, die lokal nicht erreicht werden, hat ja dennoch lokale Effekte. Egal ob ein attraktiverer Konfirmandenunterricht Jugendliche regional (etwa durch eine regional starke Jugendgemeinde) bindet, verschiedene Arten von ausstrahlungstarker Kirchenmusik die Pop- oder die Hochkultur regional erreichen, oder Bildungsangebote mit evangelischer Identität einladen den christlichen Glauben erneut oder wieder kennenzulernen.

Eine gelingende regionale Zusammenarbeit kann eine wechselseitige Entlastung für die Pfarrien, für regionale kirchliche Dienste und auch für die regionalen Einheiten der Dekanate bedeuten. Es gibt z. B. bestimmte Zielgruppen, die erreichen wir nur noch regional: Kulturinteressierte Erwachsene, denen Qualität wichtig ist oder mobile Jugendliche, die sich nur unter größeren Ansammlungen Gleichaltriger wohlfühlen.

Ein Beispiel für regionale missionarische Kooperation ist „Erwachsen glauben“. Da stehen Berufspendler und Schüler morgens am Bahnsteig vor großen Plakaten: Sie zeigen Typen von Skepsis, Suche, Interesse, Sehnsucht. Ein goldenes **G** lädt zum Auspacken ein. Darunter ist zu lesen: „Kurse zum Glauben. Eine Einladung der evangelischen Kirche“, eine Internet-Adresse und eine Telefonnummer. Wer interessiert ins Netz geht oder anruft, entdeckt in der Nähe verschiedene regionale Angebote zu einem Glaubenskurs. Und kann sich gleich anmelden – möglicherweise für eine geistliche Reise zur (Wieder-)Entdeckung des Glaubens. Weil eine Region sich zur missionarischen Initiative „Erwachsen glauben“ zusammengeschlossen hat, um viele Menschen zu einer erstmaligen oder erneuten Begegnung mit Gott, Glaube und Gemeinde einzuladen. Das gemeinsame Angebot hat eine erheblich höhere Qualität, kann sehr viel mehr Menschen ansprechen, es nutzt den Charme der Region, setzt auf Zusammenarbeit.

3. Nazareth oder Thessalonich: Chancen, Risiken und Nebenwirkungen von Kooperation

Wir Protestanten sind keine geborenen Kooperationspartner: Wir lieben unsere Unabhängigkeit, es gibt ein verbreitetes Misstrauen gegen die Nachbarn, das aber dann gemeinsam auftritt gegen die nächstgrößere Einheit (Dekanat, Landessynode, Oberkirchenrat) - und es soll auch ein Misstrauen der Landeskirchen gegen die neuesten Ideen aus Hannover geben. Kooperation setzt also innerevangelische Ökumene voraus.

Was uns beim Kochen oder im Garten leicht fällt, aus den Erfahrungen anderer zu lernen, gelingt bei erfolgreichen Nachbargemeinden selten. Eine wachsende kirchliche Arbeit löst eher Neid oder Abstand aus. Widersprüche kommen in uns hoch: Die haben Tricks, die wir nicht wollen! Bei uns klappt das nie. Wir fühlen uns in Frage gestellt: Wenn die das hinkriegen, warum wir nicht? Machen wir etwa keine gute Arbeit? Vielleicht gefällt es uns theologisch auch nicht, die handelnden Verantwortlichen wirken arrogant oder wir haben nicht genug Mitarbeitende um Ähnliches zu starten.

Diese Abwehr nenne ich ‚Nazareth-Effekt‘. Übernehmen fällt am schwersten, wenn das Vorbild uns nahe und gut bekannt ist; wir haben unsere Erfahrungen mit ihnen. Jesus hat es in seiner Heimatstadt Nazareth erlebt, die Menschen dort erwarteten nichts. „Ist das nicht der Sohn von Zimmermann Josef?“ Ich habe neun Jahre in einer großen Landeskirche gearbeitet, um missionarische Inspirationen in Dekanate und Gemeinden zu bringen. Gute Beispiele nahm ich lieber nicht aus dem Dekanat. Besser war zwei Dekanate entfernt, noch besser ein Beispiel aus anderen Landeskirchen, am besten aus der Ökumene - weit weg, kaum in Frage stellend.

Woher kommt dieser Nazareth-Effekt? Ich habe einen doppelten Verdacht. Einmal leben wir in einer Wettbewerbs-Gesellschaft: Es kann nur einen Besten geben, eine Marktführerin, eine Goldmedaille. Das beeinflusst mehr als wir ahnen. Biblisch ist dieser Wettbewerb nicht – da sollen am Ende alle die Goldmedaille bekommen. Manche Pfarrkonvente habe ich kafkaesk erlebt: Niemand hatte Probleme, alle hatten nur Erfolge. - Dazu kommt zweitens: Innerkirchlich bauen wir eher auf Autarkie als auf Ergänzung. Unser Basismodell, die Parochie, muss für sich selbst auskommen, muss möglichst alles anbieten. Zusammenarbeit, Ergänzung oder gar Unterstützung ist nur für den Notfall vorgesehen, wenn es nicht mehr anders geht. Das erzeugt eher Neid und Konkurrenz als Mitfreuen oder Mitleiden. Markus notiert den resignierten Satz Jesu: „ein Prophet gilt nirgends weniger als dort, wo er gut bekannt ist“, und kommentiert: „Jesus konnte dort nicht eine einzige Tat tun“⁶. Nazareth spart sich die Neugier und verpasst so die Wunder. Ein Gegenmodell ist z.B. Thessalonich: Eine von Paulus gegründete Gemeinde in Griechenland, die trotz schwieriger Startbedingungen Ausstrahlung entwickelte. Und zwar sowohl für ihre Gesellschaft als auch für die Nachbargemeinden ihrer Region (1. Thess 1). Das Gemeinde-Klima ist bestimmt von Freude und Motivation (1,6). Die Gemeinde inspiriert und prägt Nachbargemeinden in der Nähe und Ferne (1,7); es gibt über sie ein „Dort-ist-etwas-los-Gerücht“ (1,9), das andere nicht neidisch macht, sondern ihrerseits ermutigt. Thessalonich und die ersten christlichen Gemeinden in der Umgebung haben etwas gelebt, was uns gelegentlich schwer fällt: mitzuleiden, wenn es einem Glied am Leib Christi schlecht geht – und sich mitzufreuen, wenn etwas spürbar gut geht (1. Kor. 12, 26).

Die ersten Christen/innen hatten die gegenseitige Verwobenheit in der Region erkannt und geistlich gefüllt; sie waren nicht Konkurrenten um Menschen, Finanzen, Erfolge oder Zahlen, sie bildeten eine *gGmbH*, eine geistliche Gemeinschaft mit bestärkender Hilfe. Im NT hat der Umgang der Christen miteinander missionarische Auswirkungen auf die Umgebung. Die Menschen sind ja nicht blöd: Wenn wir von der Liebe Gottes reden, aber sie nicht untereinander leben, dann stimmt etwas nicht. Umgekehrt: Wo in einer Wettbewerbs-Gesellschaft Erfolg nicht zum Neid führt, sondern zum Mitfreuen, entwickelt das seinerseits eine enorme Ausstrahlung. Das biblische Wort für diese Art von Erfolg ist Segen; und den dürfen alle empfangen.

Aber es gibt auch Risiken und Nebenwirkungen. Thessalonich wurde kurz nach einem Konflikt gegründet: Paulus und Barnabas trennten sich nach einem heftigen Streit über eine Personalentscheidung. Es ging nicht anders, weil es nicht zusammen ging. In meiner Heimat-Kirche gehören Gemeinden mit mehreren Pfarrstellen häufig zu den problematischen: Kollegen blockieren sich über Jahre so, so dass nichts vorangeht. Es gibt auch Gemeindeleitungen, die Gemeindentwicklung über Jahre durch Verweigerung von Veränderung verhindern. Jenseits einer sinnvollen Streitkultur gibt es offensichtlich auch sinnlose Kooperationsforderungen.

Für ein Klima der Verlockung zur Kooperation braucht es Agreements. Zwei davon verdanken wir einem Hinweis bei unserer Starttagung von Prof. W. Härle aus Heidelberg. Er hat über 30 wachsende Gemeinden in Deutschland untersucht⁷. Ein badischer Kirchenbezirk hat ihn dann für eine längere Begleitung gewonnen, musste aber zwei Bedingungen zustimmen:

Freiwilligkeit. Niemand wird gezwungen etwas zu unterstützen, wogegen er sich mit Händen und Füßen wehrt oder wozu weder Motivation noch Kraft vorhanden ist. Es hat keinen Sinn, Menschen zu etwas zu verpflichten, wo ihre Lust und ihre Ideen gefragt sind, wenn sie es zutiefst ablehnen. Das wird bei gemeinsamen regionalen Aktionen zu einem Fleckenteppich führen, also

⁶ Markus 6, 4-5

⁷ W. Härle/J. Augenstein/S. Rolf/A. Siebert, Wachsen gegen den Trend. Analysen von Gemeinden, mit denen es aufwärts geht, Leipzig 2009

einer akzeptierten Unvollständigkeit – denn dass alle Protestanten etwas gleich wichtig finden, ist eher selten.

Klarheit in der Gottesfrage. Wenn es in unserer Einladung um Gott geht, dann müssen wir voneinander wissen, was wir miteinander verlässlich teilen. Keine Normierungen, kein Schema, kein Einheitsbrei, aber etwas wie der gemeinsame Glutkern unseres Glaubens. Da lohnt es sich zu investieren, um weiter ausgreifen zu können.

Ich ergänze als dritte Bedingung *Mut zum Risiko*: Bei einer Studienreise mit mit Osnabrücker Superintendenten zu Aufbruchs-Experimenten in der anglik. Kirche in London ist uns ein Satz der Anglikaner hängen geblieben: „Gott liebt Experimente“. Sie fördern Risikobereitschaft, geben die Erlaubnis mit Lust zu scheitern, es herrscht kirchliche Experimentier-Motivation. Bei einer Fachtagung sagte der Superintendent von Stendal: Wir brauchen offensichtlich eine „fehlerfreundliche Dienstaufsicht“: Wer etwas wagt, weiß erst hinterher, ob es geklappt hat. Aber ohne dieses Risiko kommt es nicht zu Veränderung oder Aufbruch.

4. Mission: Auszug aus der Ecke

Barbara Rudolph, die jeder Enge unverdächtige Einbringerin der Synodalvorlage für die EKD-Synode Leipzig 1999, zitierte vor der Synode aus einem Studienheft des EMW: „Das Wort Mission ist nicht gerade populär. Tatsächlich geht es dem Wort so wie früher einem Schulkind, das wegen Unartigkeit und Störung im Unterricht in die Ecke gestellt wurde, wo es sich schämen sollte. Das Wort Mission steht - nicht erst seit heute - in der Ecke“. Und sie fährt fort: Mission „nicht in dieser Ecke zu belassen, in die sie mit und ohne eigenes Zutun geraten ist, ist Wunsch und Ziel“ der Kundgebung⁸.

Seitdem hat sich viel getan: Die EKD hat diesen Impuls zentral im Reformprozess verankert - Mission ist kein eigenes Leuchtfeuer, sondern eine durchlaufende Querschnittsdimension. Der Reformprozess thematisierte neben Mission auch die Herausforderungen für Gottesdienst bzw. Predigt (Zentren in Hildesheim und Wittenberg) und Leitung.

Außerdem haben viele Landeskirchen begonnen, sich in eigenen Prozessen einen neuen Zugang zu Mission zu schaffen⁹. Gemeinsam ist diesen Prozessen i.d.R. (1) die innerkirchliche Konsenssuche, (2) die angestrebte Handlungsorientierung und (3) die Verknüpfung mit den enormen Herausforderungen (v.a. Traditionsbruch, Mitgliederschwund und sinkende Finanzen). Theologisch haben wir im Rahmen der EKD und vieler Landeskirchen eine beachtliche Wegstrecke zurückgelegt. M.E. gibt es einen mehrheitsfähigen innerkirchlichen Konsens, der sich u.a. in folgenden Punkten ausdrückt:

- Existenz und Zeugnis der Kirche ereignen sich in drei Dimensionen: *Mission, Dialog und Konvivenz* (T. Sundermeier). Sie sind sorgsam zu unterscheiden, weil sie jeweils ihr eigenes Recht haben, aber auch sorgsam zusammenzuhalten, weil sie jeweils nur eine Facette des einen Evangeliums ausdrücken. Das Geschenk des Dialoges ist die *Offenheit*: Mission kann von Dialog ein „schwaches“ Auftreten lernen in den Fußspuren des sich entäußernden Jesus (Inkarnation). Das Geschenk der Mission ist die *Einladung*: Dialog kann von Mission eine eindeutige Identität lernen in den Fußspuren des berufenden Jesus (Nachfolge). *Konvivenz* bringt Beziehungskompetenz als Normalfall der missionarischen Begegnung ein. Jede Beziehung ist wesensmäßig dialogisch.
- Eine Mission, die für die Zukunft fruchtbar ist, muss *weit* genug sein, um viele mitzunehmen *und präzise* genug, um etwas zu bewirken, muss *offen* genug sein, um weite biblische Dimensionen zusammenzuhalten und *klar* genug, um den Skandal der Erlösung nicht zu entschär-

⁸ Barbara Rudolph, Einbringung des Kundgebungsentwurfes, in: Reden von Gott in der Welt. Der missionarische Auftrag der Kirche an der Schwelle zum 3. Jahrtausend, Kirchenamt der EKD (Hg), Gep-Verlag, Frankfurt/M. 2000, 8

⁹ Typisch sind z.B. Berlin-Brandenburg („Leitlinien kirchlichen Handelns in missionarischer Situation“ und „Salz der Erde“), Württemberg („Wachsende Kirche“) oder Rheinland („Missionarisch Volkskirche sein“).

fen.

- Nicht mehr ein *Ob* („Dürfen wir überhaupt Mission treiben?“), sondern ein überzeugendes *Wie* ist gefragt. W. Huber sagte bei der Kasseler Zukunftswerkstatt 2009: „Wir sind durch eine Phase des Traditionsabbruchs gegangen, der sich auf die Vertrautheit mit dem christlichen Glauben und die Bindung an unsere Kirche negativ auswirkt. (...) dass mehr als tausend Jahre nach der Christianisierung unserer Region eine missionarische Situation entstanden ist, stößt sich mit dem Beharren in gewohnter Kirchlichkeit. Noch immer hat die einfache Frage: "Wie werde ich Christ?" es bei uns schwer; wir richten uns allzu oft nur an Menschen, die das ohnehin schon sind.“
- „Christen sind Bettler, die anderen Bettlern sagen, wo es Brot gibt“ (D.T Niles). Jeder missionarische Imperialismus ist angesichts eines barmherzigen Gott ausgeschlossen, das Evangelium kennt nur Empfangende.

Der indisch-kanadische Missionstheologe Ravi Zacharias sucht einen radikalen Neuanfang für Mission in der Postmoderne: „Wie erreicht man eine Generation, die mit den Augen hört und mit den Gefühlen denkt?“. Wir Für das ZMiR beginnt das auch mit Einübung einer neuen Wahrnehmung von Menschen, die nicht mehr oder noch nie vom Evangelium erreicht werden. Das ZMiR hat hier in Württemberg einen besonderen Schwerpunkt in der Anwendung von Ergebnissen der Milieuforschung: Der Theologe Prof. Dr. Heinzpeter Hempelmann und der Sozialwissenschaftler Daniel Hörsch arbeiten daran, wie in einer Region gleichzeitig Menschen wahrgenommen und auf Gott gehört werden kann.

5. Mehr-wert: Missionarische Nebenwirkungen

Der Philosoph Schopenhauer war skeptisch angesichts unserer Gemeinschaftsfähigkeit. Nach ihm sollten Igel aus verständlichen Gründen immer etwas Abstand halten¹⁰. Aber es war kalter Winter, so dass sie zusammenrückten. In der Nähe pieksten die Stacheln der andern, also rückten sie wieder auseinander. Nach kurzer Zeit froren die armen Igel, rückten wieder zusammen - und begannen sich wieder zu stechen. Haben wir nur die Wahl zwischen distanzierter Kühle oder anstrengender Kooperation?

Jesus war anderer Meinung: Das Urmodell jeder innerkirchlichen Gemeinschaft ist das Mahl des Herrn, das Abendmahl. Jedesmal erfahren wir zeichenhaft, wie Jesus Gemeinschaft baut. Nicht mit Argumenten oder mit Druck, sondern indem er sich selbst gibt. Alle Verheißungen für eine missionarische Kooperation sind darin bereits enthalten:

- Wir werden angenommen – müssen unseren Wert nicht erst durch unsere Leistung beweisen. Kooperation akzeptiert Partner wie sie sind.
- Wir werden beschenkt – wir müssen nichts mitbringen, wir dürfen etwas empfangen. Zusammenarbeit hat immer einen Geschenkeffekt
- Wir werden gestärkt – die Elemente greifen zurück auf die Grundnahrungsmittel Jesu, auf Brot und Wein. Erwarten Sie, dass Begegnung Sie neu ausrüstet – und vergessen Sie nicht, sich gegenseitig auch zum Essen einzuladen.
- Wir werden gemeinsam gesandt: Die Kirche in der Region ist nicht der Club der Übereinstimmenden. Wir sind von ihm Zusammengerufene. So sendet er uns, um das Evangelium unter die Leute zu bringen. Nicht alleine, sondern gemeinsam.

Ich habe in die Programme Ihrer Synodalgruppierungen geschaut: In allen finde ich wichtige Aspekte des einen Evangeliums. Ich habe anschließend als harmoniefreudiger Rheinländer meinen

¹⁰ Im Original dieser häufig zitierten Parabel sind es Stachelschweine (Parerga und Paralipomena, Leipzig 1890, Bd V, 689)

Traum von Kirche so formuliert: „Ich wünsche mir eine offene Kirche aus lebendigen Gemeinden, die mit dem Evangelium Kirche für morgen baut“.

Herzlichen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.